

1.

Liebe und Transzendenz

LIEBE IST KEINE REIN MENSCHLICHE ANGELEGENHEIT

Wenn du heraustrittst aus deinem Ich, und sei es auch nur wegen der schönen Augen einer Zigeunerin, begreifst du, was du von Gott verlangst und weshalb du Ihm nachläufst.

Christos Yannaras *Variations on the Song of Songs*

Im Unterschied zum Tier weiß der Mensch um seine Sterblichkeit. Durch dieses Wissen ist er zu einer Vorstellung vom Jenseits gezwungen. Ganz gleich, ob man sich dieses Jenseits von Gott oder vom Nichts bewohnt denkt. Dadurch wird die Zukunft für den Menschen zur Unbekannten, zur verborgenen Quelle seiner geheimen Befürchtungen. Wir fürchten uns nicht vor diesem oder jenem, sondern vor dem Nichts, das uns vorausgeht und uns erwartet. Und wenn am Anfang und am Ende unseres Lebens das Nichts steht, stellt sich unausweichlich die Frage nach dem Sinn unseres Daseins. Eine Existenz für nichts oder für Gott?

Doch damit sind wir bereits bei den Antworten, den Argumentationen, Bekehrungen und Verzweiflungen. Ich möchte das Wesen der Liebe, das Norman Brown zufolge «Subtraktion von Tod» (*a-mors*) ist³, vor diesen Fragen und Antworten ansiedeln, ich möchte es dort suchen, wo der Mensch jenseits der Existenz aufschreit und nach Gehör verlangt. Und solches Gehörtwerden nennt er Gott: *unbe-*

kanntes Du, das die Gleichgültigkeit der Erde und der Dinge, die auf dieser Erde vollbracht werden, wettmacht.⁴

Tatsächlich sieht es so aus, als sei der Dialog zwischen Ich und Du unbefriedigend, als verlangten das Stillschweigen und das Unverständnis, das es trotz allen guten Willens und aller guten Absichten gibt, nach einem höher gearteten Verstehen.

Es sieht so aus, als sei die Einsamkeit des Herzens so tief, daß keine menschliche Stimme zu ihr vordringen kann.

Es sieht so aus, als würde die Gewalt der Leidenschaft im Zorn und in der Liebe, die die Menschen miteinander austauschen können, keine Entsprechung finden.

Es sieht so aus, als könne die Einsamkeit nicht einmal Gestalt annehmen und schon gar nicht zum inneren Zwiegespräch werden, wenn die andere Seite kein übermenschliches Antlitz trägt.

Es sieht so aus, als sei die Metapher des Unbewußten zu armselig, um das Leiden zu erfassen, das sich nur in religiösen Symbolen angemessen bildlich darstellen läßt.

Es sieht so aus, als wüßte der menschliche Geist nicht, warum er in seinen höchsten Leistungen zum Himmel streben sollte, wenn dieser leer ist. Ebenso wenig wie das Exil, in das die Verzweiflung uns treibt, vorstellbar wäre ohne eine Hölle, die es uns als Teil einer seelischen Bildwelt kenntlich machte.

Angesichts solch beunruhigender Fragen sind die Worte unserer Alltagssprache nur als erbärmlich zu bezeichnen. Und nur die Liebe kann mit ihren Erschütterungen jene notwendige Nachgiebigkeit des Geistes bewirken. Denn im Unterschied zum Herzen ist die gewappnete Vernunft unfähig, eine Wahrheit *zu streifen*, ohne sie *zu besitzen*. Wie der griechisch-orthodoxe Theologe Christos Yannaras schreibt:

Wenn du dich einmal verliebt hast, kannst du von dem Moment an das Leben vom bloßen biologischen Selbsterhalt und von Sentimentalitäten unterscheiden, das heißt, du weißt, was Leben und was Überleben ist. Du weißt, daß Überleben Leben ohne Sinn und Sinnlichkeit bedeutet. Es ist ein schleichender Tod: Du ißt Brot, aber dein Hunger und deine Schwäche bleiben, du trinkst Wasser, bist aber noch durstig, du berührst die Dinge und spürst sie doch nicht, du riechst an der Blume, und ihr Duft erreicht deine Seele nicht. Ist aber der Geliebte an deiner Seite, erfüllt sich alles mit neuem Leben, und du selbst wirst von einer solchen Kraft überschwemmt, daß das tönernen Gefäß deines Daseins dir zu klein erscheint, sie zu fassen. Dieser Strom des Lebens ist der Eros. Ich spreche nicht von Gefühlsduseleien und mystischen Schwärmereien, sondern vom Leben, das nur so wirklich und greifbar wird. Es ist, als würde es dir wie Schuppen von den Augen fallen, und alles um dich herum erscheint dir zum ersten Mal, jedes Geräusch scheinst du zum ersten Mal zu vernehmen, und dein Tastsinn bebt vor Freude bei der Entdeckung der Dinge. Dieser Eros ist kein Privileg der Künstler oder der Weisen, nein, er bietet sich jedem unter den gleichen Voraussetzungen an. Und er ist der einzige Vorgeschmack auf das Himmelreich, die einzige wirkliche Überwindung des Todes. Denn nur wenn du heraustrittst aus deinem Ich, und sei es auch nur wegen der schönen Augen einer Zigeunerin, begreifst du, was du von Gott verlangst und warum du Ihm nachläufst.⁵

Als letzte Erkenntnis und Artikulation der letzten Fragen fragt Liebe nach dem Ursprung der Welt, der Materie, des Lebens, des Bösen, der Zerstörung, der Verderbnis, fragt,

warum Reichtum und Schmerzen so ungerecht verteilt sind unter den Menschen, und möchte begreifen, warum die Liebe zu Gott und die Liebe zu den Menschen im Spektrum des Ganzen nicht Teile sind, die sich eins ins andere fügen.

Stellt sich aber heraus, daß dieser Gott dem toten Begriff unterworfen oder Hüter einer verherrlichten Keuschheit ist, verkümmert die Liebe und verfällt dem Rhythmus des Todes. Dort sind nur Streben nach Besitz, nach Beherrschung und Instrumentalisierung des anderen zu finden, in einer Beziehung, aus der alles Leben gewichen ist und mit ihm das Staunen über die Zeit- und Grenzenlosigkeit, das am Anfang jeder Liebesbeziehung steht.

Vielleicht war die Metapher der Liebe deshalb stets unauflöslich mit der Metapher Gottes verknüpft. Nicht in dem tröstlichen Sinn, daß es einen Gott gibt, der die Menschen liebt, und Menschen, die Gott lieben, sondern in dem Sinn, daß die Liebe bar jeder Transzendenz, für die Gott die Metapher ist, ihre Kraft und Fähigkeit, die Welt zu entziffern, einbüßt.

Die Liebe wohnt im Grenzbereich zwischen Körperlichem und Geistigem, sie lebt im Austausch der Blicke, des Lächelns, der Stimme, der Bewegung. Ein *Lächeln*, das nicht Mimik, sondern Gabe ist, ein *Blick*, der zögernd dem Begehren den Weg bahnt und in dem sich die ganze Einmaligkeit des Ereignisses spiegelt, eine verhaltene *Stimme*, in der die Fleischwerdung des Wortes unmittelbar sinnlicher Ausdruck wird, eine *Geste*, deren Anmut der Rhythmus der Schönheit selbst ist und die Zärtlichkeit erweckt, während die *Bewegung* schüchtern einen Tanzschritt andeutet, in dem unmerklich eine verborgene Freude mitschwingt.

Der begehrte Körper artikuliert das verheißene Begehren, er inszeniert jene Nacktheit, die Polyphonie der sinn-

lichen Ausdrucksmittel ist, unentwegter Übergang von einer Sprache des Sichtbaren zu einer des Tastsinns, vom Rausch der Anrufung zur Ekstase des Ergriffenseins. Hier verschränkt sich eine Semantik des Lichts mit der der Gnade. Wie es im Lukasevangelium heißt: «Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.»⁶ Solche Nacktheit ergibt sich so absichtslos wie das Leuchten im Blick des Verliebten. Es ist das Ablegen der Scham als dem letzten Bollwerk der Selbstverteidigung, Verlust jeden Maßes, Entwaffnung und rückhaltlose Preisgabe seiner selbst.

Hier aber kann die Einladung zum Leben, die jede Anrufung durch die Liebe ist, sich zur höhnischen Fratze des Todes verziehen, die auf dem Grund allen fragmentarischen Luststrebens ohne Zweck und ohne Transzendenz liegt. Noch aus der Distanz des Scheiterns erkennen wir jedoch die Liebe, fast, als könne es Erkenntnis nur *nach* Verzehr der Frucht, *nach* der Trennung geben, wie es im Hohelied heißt: «Des Nachts auf meinem Lager suchte ich ihn, den meine Seele liebt. Ich suchte ihn und fand ihn nicht.»⁷ In der Liebe sind wir tatsächlich alle Adam und Eva am ersten Tag. Die Erfahrung der anderen lehrt uns nichts über die Liebe. Nicht, daß die Liebe eine Art der Lebensführung ist, und auch nicht, daß diese stets offensteht, stets über den Bereich des Menschenmöglichen hinausgeht.

In jedem vollzogenen Liebesakt tut sich ein jäher Ausblick auf Transzendenz und Jenseitigkeit auf, ohne daß wir sie erlangen könnten. Als Gier der Körper im brennenden Verlangen nach Gegenseitigkeit, Durst des Wanderers in der glühenden Einsamkeit der Wüste, ist die sexuelle Lust eine Verlängerung der Natur, nicht der Individuen. Sie bliebe bloßer Autoerotismus der Natur, wenn nicht ein Funken der Transzendenz in ihre Dunkelheit fiele und jene An-

rufung vernehmbar werden ließe, die das Fleisch erweckt und es zwingt, jenen göttlichen Funken preiszugeben, in dem unser Name aufbewahrt ist, den nur der andere anzurufen vermag:

Komm, mein Geliebter, wandern wir auf das Land, schlafen wir in den Dörfern. Früh wollen wir dann zu den Weinbergen gehen und sehen, ob der Weinstock schon treibt, ob die Rebenblüte sich öffnet, ob die Granatbäume blühen. Dort schenke ich dir meine Liebe.⁸

Doch der Eintritt in den Weinberg bleibt demjenigen verwehrt, der das Bild Gottes von dem der Liebe scheidet, der die «Fleischwerdung» nicht kennt.

Wie Jaspers in seinem Kommentar über Abaelard und Heloïse schreibt:

Heloïse ist fromm; ihre Wendung: sie wolle Abaelard selbst in die Hölle folgen, heißt nicht Abaelard sei ihr Gott, sie würde zwischen Gott und Abaelard Abaelard wählen, sondern: es kann kein wahrer Gott sein, der die Trennung von Abaelard verlangt wegen der Mönchsgelübde; es ist grade nicht die wilde Sinnlichkeit, die ihrer Natur nach schnell verrauscht, so gewaltsam sie im Augenblick sich durchzusetzen drängt; auch nicht die geistig geformte Erotik, sondern eine transzendent bezogene, unbedingte Liebe, deren Verrat die Existenz selbst bedrohen und darin die Transzendenz antasten würde.

[...] Denn Gott ist für den Menschen nicht als eine alles andere ausschließende Objektivität da, die seine Forderungen ausspricht und seine Gnade verwaltet; sondern Gott ist immer nur Gott für die einzelne Existenz.⁹

Wo die Spur der Transzendenz abhanden kommt, negiert das Leben sich selbst, fällt auf sich zurück, Ding unter Dingen, ohne Verweis auf ein Jenseits. Was aber kann den Weg zur Transzendenz öffnen, wenn nicht die Liebe? Und wie könnte sie das, wenn nicht dadurch, daß sie im *Überschwang* ihres Ausdrucks die *Übertretung* sucht, ein Jenseits des Sinns außerhalb allen bewährten Maßes?

Liegt vielleicht hier, im Überschreiten des Maßes und der von ihm geschaffenen Rechtsordnung, der Berührungspunkt zwischen Liebe und Transzendenz? Ist es vielleicht so, daß Abraham, wenn er sich anschickt, seinen Sohn zu opfern, dies aus Liebe zu Gott tut, in Übertretung des fünften Gebots, wie Kierkegaard meinte?¹⁰ Liebe, die eifersüchtige Hüterin der letzten Fragen, hält vielleicht die Lösung auch dieses Rätsels bereit.

Es bleibt ein Rätsel, wo die Liebe in Gott den ihr eigenen Funken der Transzendenz erblickt und Gott in der Liebe seine eigene Natur, die sonst vor ihm selbst verborgen bliebe. Die Verbindung, die hier geknüpft wird, läßt weder Sentimentalitäten noch mystische Anwandlungen zu, in ihr ist Raum nur für jene hermetische Verbindung zwischen Liebe und Transzendenz, die den Mystikern, im Unterschied zu den Metaphysikern, in den Verzückungen der Seele erfahrbar wird.

Als unsere Kultur noch nach metaphysischen Kategorien geordnet war, wurde Gott als das Eine und Erste Prinzip gedacht. Später, nach der Feststellung, daß Gott tot sei, hat Nietzsche auch diese Kategorien für tot erklärt, und unsere Epoche machte sich auf die Suche nach anderen Möglichkeiten, Gott zu denken. Eine davon ist die «Liebe», in der Baget Bozzo die christliche Metaphorik mit dem Begriff der «Freiheit» verknüpft: «Wenn wir Gott als Liebe definieren,

so verstehen wir Gott als denjenigen, der alle Wirklichkeit, in der er sich kundtut, in Freiheit aus sich entläßt.»¹¹

Hier hebt das Drama der christlichen Theologie an, und die vier, *Gott, Mensch, Engel und Teufel*, treten im kosmischen Spiel in Beziehung zueinander, wo Liebe sich in der Freiheit widerspiegelt und der Mensch in der Freiheit auf seine Grenze trifft.

Zu dieser schwindelerregenden Höhe des Gedankens gelangen wir nur, wenn wir den gewöhnlichen Begriff von Liebe, wie wir ihn in menschlichen Belangen kennengelernt haben, hinter uns lassen. Denn hier ist Liebe zumeist mit Besitz verbunden und Besitz mit Obhut, damit uns die Erfahrung der Grenze erspart bleibt, die jeder Akt der Freiheit als Ausdruck des Lebens beinhaltet.

Liebe, wahre Liebe, behütet nicht, sie exponiert, auf daß *Leben* stattfinde, das vom ganzen Apparat der Vorsichtsmaßnahmen, den die *Existenz* um sich aufbaut, eingeschnürt und erdrosselt wird. *Leben ist das Gegenteil von Existenz*. Die Frau bringt die Existenz hervor, Gott das Leben. Deshalb hat unsere Kultur, wenn wir in der christlichen Metaphorik bleiben wollen, stets eine gewisse Verwandtschaft zwischen der Frau und dem Teufel empfunden: «Das Herz einer Frau kennt nur der Teufel», sagt Dostojewskij.¹² Das ist keine Frage des Geschlechts, es ist eine Frage der Grenze. Die Grenze der Existenz, jeder Existenz, innerhalb der überquellenden Fülle des Lebens.

Gott entäußert sich im Leben, der *Teufel* dagegen macht sich zum Hüter der Existenz, die eine Schrumpfform des Lebens ist. Der Engel, der nicht frei ist wie der Mensch, sondern Ergebnis einer einmaligen, ein für allemal getroffenen Wahl, ist wie der Teufel «Hüter», doch er wirkt nicht hin auf Bewahrung der Existenz, sondern auf deren Unter-

brechung, damit das geschehe, was nie geschieht: daß die Existenz sich auf das Leben hin öffnet.

«Gott ist Liebe, und die Liebe ist Gott», schreibt Baget Bozzo in dem Versuch, die *Idee* Gottes zu überwinden, um die *Wirklichkeit* Gottes zu fassen. Auf seiten des Teufels steht die *Moral*, jede Moral, die verhindert, daß das Mögliche sich im Leben ereignet. Auf seiten des Teufels steht jede Existenz als Einengung des Lebens in seine Grenzen. Der Mensch kann sich nicht mit dem Teufel identifizieren, mit dem Hüter der Grenze, und deshalb betrachtet er den Tod als Auflösung jeder Grenze, angefangen von jener Grenze, die wir jedesmal verspüren, wenn wir Ich sagen.

Daher empfinden wir seit jeher eine gewisse Verwandtschaft zwischen Liebe und Tod. In jedem tiefempfundenen sexuellen Akt liegt die Erfahrung des Todes, als Verlust des Ichs, als Zurückweichen der Grenze. In diesem Sinn ist die tiefe Erfahrung des Sexus eine göttliche Angelegenheit. Der Teufel kennt Sexualität nicht als Auflösung, sondern nur als Instrument von Macht und Herrschaft, als Bestätigung des Ichs in seinen unüberschreitbaren Grenzen.

Der Tod, der die Existenz zunichte macht, eröffnet den Zugang zum Kosmischen. Im Tod gibt es keinen Sinn, denn jeder Sinn gehört zum Ich und daher zum Teufel, der die Grenzen des Ichs hütet, jener fortwährenden schöpferischen Kraft zum Trotz, die wir in der Sprache der Mystik und im Namen Gottes «Liebe» nennen können.

Und wenn die Liebe im Untergang aller historischen Formen zu suchen wäre, in denen Religion ihren Ausdruck gefunden hat, um sich jenseits der Subjektivität, worin die moderne Philosophie seit Descartes eingeschlossen blieb, einen Raum zu eröffnen? Und wenn Nietzsche mit seiner Verkündung vom Tode Gottes der erste Prophet einer

neuen Anschauungsweise Gottes wäre, jenseits des Subjekts, jenseits des metaphysischen Einen, jenseits aller Gehege, in welche die Religionen ihn auf Einflüsterung des Teufels hin und mit dem Anspruch, im Namen Gottes zu sprechen, eingeschlossen haben?

In der Tat erkennt Gott sich in allen Namen wieder, die wir Ihm geben, weil er das freie Spiel des Lebens liebt, das nichts will und nicht urteilt, weil Er, wie die Mystiker sagen, einfach nur liebt. Und in jedem Erleben des Menschen liebt Er sich, in jeder Existenz, die ihrer Auflösung zustrebt, bis hin zur letzten, mit der die Geschichte endet und mit der Geschichte die Grenze. Da findet dann auch der Teufel seine Heimat in Gott.

Hier verknüpft sich die religiöse Metaphorik mit erotischen Anspielungen, um in einem Crescendo bis zu jenem Höhepunkt zu gelangen, wo die menschliche Liebe nur im Gleichklang mit der kosmischen Liebe ihren wahren Ausdruck findet. Das bedeutet, daß unser Tun im Universum Harmonie oder Disharmonie auslöst. Die liebende Geste, die erschafft, kann zur Geste werden, die zerstört, zur Gefahr, nicht so sehr für uns als für den Kosmos, dem wir nicht gleichgültig sind.

Der Bezug aufs Kosmische, der mit der Anrufung der Transzendenz einhergeht, verhindert die Einsamkeit des Fleisches und die Reduktion der Liebe auf den blinden Trieb, in dem sich die animalischen Züge des Menschen bemerkbar machen. Die Sprache der Wissenschaft hat auch vor den Dingen der Liebe nicht haltgemacht, sie hat uns erzogen, die Dinge nüchtern zu sehen, und so haben wir Himmel und Erde Lebewohl gesagt, Lebewohl auch der Harmonie.

An die Stelle der *Leidenschaft* ist die *Pathologie* getreten, und an die Stelle der Dichter, die von der Liebe sangen,

Psychologen und Sexualwissenschaftler, denen es nicht um den Einklang des Menschen mit dem Kosmos geht, sondern nur um die Befriedigung dessen, was zwar auch sie Begehren nennen, dabei aber außer acht lassen, daß das lateinische Wort für begehren, *desiderare*, im eigentlichen Wortsinn auf die Sterne verweist: *de-sidera*.

Es bleibt nichts mehr zu sagen, wenn das Begehren erlischt. In der Ruhe des Leibes gibt es keinen Aufschwung der Seele mehr. Und Liebe ist, wenn wir uns nicht mit der düsteren Melancholie des Fleisches begnügen, eine Angelegenheit der Seele.

Natürlich kennt diese Seele auch das Zerreißen von Bindungen, angefangen bei der gewöhnlichen, institutionalisierten, gesellschaftlich akzeptierten Liebe, dem, was Kierkegaard den «ethischen Zustand» nennt, den man hinter sich lassen muß, um den «religiösen Zustand» zu erreichen¹³, in dem auch die ethischen Bindungen nicht mehr halten.

Was aber bleibt von einer Liebe, die die Transzendenz will und sich von Blitzen erschüttern läßt? Es bleibt auf der einen Seite das Göttliche und auf der anderen die Beschwörung der Körper, denn in dieser *Spannung* können sämtliche Metaphern der Liebe frei schwingen.